



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Interpelliren. Der Reichskanzler hat dem Abgeordneten Eugen Richter Gelegenheit verschafft, sich wieder einmal in voller Breite vor die bedrohte parlamentarische Freiheit zu stellen. Damit hat sich Herr v. Caprivi unleugbar ein Verdienst erworben — um Herrn Richter. Denn da dieser dem altgewohnten Tagewerk, das Reich vom Tyrannen Bismarck zu befreien, nicht mehr obliegen kann, auch anderweitig gekränkt worden ist, müßte man um seine Gesundheit besorgt sein, wenn ihm nicht dann und wann eine kleine Aufmunterung zukäme. Er zeigte sich denn auch ganz als der Alte: er wahrte das Recht der Abgeordneten, zu interpelliren, das gesetzlich gewährleistet ist und von niemand angefochten war; er verbreitete sich über die Nützlichkeit dieses Rechtes, die von niemand bestritten wurde. Nur der Wunsch war ausgesprochen worden, die Herren möchten, bevor sie sich in auswärtige Angelegenheiten mischen, den Kanzler von der Absicht unterrichten. So ist es herkömmlich in allen Ländern, die die parlamentarischen — hm hm! sagen wir Bäckfischjahre hinter sich haben. Nur Volksvertreter, die lieber die Interessen fremder Völker als die des eignen vertreten, und solche giebt es ja leider in manchen Ländern, setzen sich über jene Regel des parlamentarischen Anstandes hinweg.

Wäre in Deutschland die Parlamentschule nicht 1849 geschlossen worden, so hätten wir ebenfalls schon ein Schwabenalter in dem Fach erreicht und wohl gewisse Fuchsanfichten und Fuchsmanieren abgestreift. Es ist billig, diesen Umstand zu berücksichtigen. Gleichwohl giebt es einen deutschen Reichstag, selbst ohne Hinzurechnung des norddeutschen und des Zollparlaments, schon so lange, daß die Erörterung von Fragen des Komments eigentlich nicht mehr nötig sein sollte. Interpellationen wie die des unverdient in Vergessenheit geratenen Abgeordneten Piepmayer, der die übliche Formel: „Ist dem Herrn Minister dieser Vorfall bekannt, und was denkt er zu thun u. s. w.?“ mit der drastischen Schilderung einleitete, wie der Nachwächter in Tripstrille einen Angeheiterten nicht mit der einem freien Manne und Urwähler zukommenden Ehrerbietung behandelt habe, kommen allerdings kaum mehr vor, doch danken wir das wahrscheinlich nur der weisen Bestimmung, daß Interpellationen eine größere Anzahl Unterschriften haben müssen. Denn nicht nur die Beneidenswerten, die sich jugendliche Unerfahrenheit und Vorsehnlichkeit im Urteil bis in das Greisenalter bewahrt haben, halten es heute noch für des Volksvertreters erste Pflicht, die Männer der Regierung zu ärgern und in Verlegenheit zu bringen, auch ein Nachwuchs bekennet sich stolz zu diesen Grundsätzen von 1848. Und immer ist die auswärtige Politik das Feld, auf dem sich der Dilettantismus am liebsten tummelt. Das erklärt sich leicht. Um über alles Reden zu halten, ob man nun etwas davon versteht oder nicht, dazu gehört eine Virtuosität, die sich nur wenige anzueignen vermögen; in Sachen der Verwaltung, der Gerichtspflege, des Unterrichts, der Landwirtschaft u. s. w. kann man sich gar zu leicht Blößen geben, die von Sachverständigen rückwärtslos ausgebeutet zu werden pflegen; aber in der äußern Politik ist bekanntlich fast jeder Zeitungsleser Fachmann. Wir würden sagen: jeder ohne Ausnahme, wenn es nicht Minister des Auswärtigen gäbe. Denen wird in der Regel durch vieljährige Studien und praktische Beschäftigung in ihrem Fache und durch die Kenntnis der diplomatischen Beziehungen jene frische, fröhliche Unbefangenheit geraubt, mit der die Herren Piepmayer an die Besprechung der verwickeltesten Fragen gehen, um sie spielend zu lösen.

Da die gelehrten Herren, die vor fünf und zwanzig Jahren dem Dilettanten Bismarck in so uneigenmütiger Weise Unterricht in den Anfangsgründen der aus-

wärtigen Politik erteilen, sich in ihren Bemühungen auch dadurch nicht irre machen lassen, daß er recht zum Trotz gegen ihre Lehrsätze von Erfolg schritt, ist es ja begreiflich, wenn sie doppelt beflissen sind, seinem Nachfolger, der sich nach eigner Erklärung in seinen Wirkungskreis erst einarbeiten muß, dabei hilfreich an die Hand zu gehen. Es wäre doch zu schmerzlich, wenn er sich durch das böse Beispiel verlocken ließe, den gesunden Menschenverstand höher anzuschlagen, als die freisinnige Doktrin. Und, sagt Piepmayer im Vollgefühl seiner Würde, wenn jede Zeitung das Recht hat, die Beziehungen Deutschlands zu den andern Mächten zu untersuchen und den Minister zu beraten, so muß uns wohl dasselbe zustehen, ja wir sind verpflichtet, darüber zu wachen, daß dem Reiche kein Schade geschieht. Dagegen wäre nur einzuwenden, daß Zeitungsartikel, für die keine Regierung verantwortlich gemacht werden kann, trotzdem mitunter Verstimmung hervorrufen, und daß parlamentarischen Verhandlungen ein etwas größeres Gewicht beigelegt wird.

Das versteht sich von selbst, erklärt unser Mann. Die Geheimniskrämerei muß ein Ende nehmen, alles öffentlich verhandelt werden, es darf nur geschehen, was die Volksvertretung weiß und gebilligt hat. Wenn das überall Gesetz wäre, so gäbe es keine Schwierigkeiten, keine Mißverständnisse und Mißhelligkeiten, keine Kriege mehr, denn die Völker wollen ja nichts andres, als in Frieden und Eintracht neben und mit einander leben. Die gute Seele!

Man kann sich sein Ideal leicht ausmalen. Der Minister legt einen Gesandtschaftsbericht vor, demzufolge hier und da Zettelungen gegen Deutschland stattfinden. Die Redner prüfen und beleuchten den Bericht von allen Seiten und gehen dann zur Tagesordnung über, „in Erwägung,“ daß der Gesandte höchst wahrscheinlich das Opfer einer Mystifikation geworden sei, da so schwarze Pläne keinem Staate zuzutrauen seien und, falls sie wirklich bestanden hätten, sie durch die Veröffentlichung bereits unschädlich gemacht wären. Oder die Regierung teilt geheime Verhandlungen politischer oder wirtschaftlicher Natur mit einem andern Staate mit, die Forderungen, die von deutscher Seite gestellt wurden, und die Zugeständnisse, zu denen man sich äußerstenfalls herbeilassen würde. Natürlich erklären freisinnige Biedermänner ein derartiges Feilschen und Markten für durchaus unwürdig eines großen Reiches; Vertrauen erwecke wieder Vertrauen, man müsse sofort das letzte Wort sprechen, und zwar noch viel mehr bewilligen, als beabsichtigt sei, um die gute Meinung der Fremden zu gewinnen, die es natürlich reizen werde, wenn auf ihre Kosten den Deutschen Vorteile zugewendet würden.

Diese Schilderung wird nicht übertrieben genannt werden können angesichts der Verhandlungen über den Passzwang in den Reichslanden. Wenn die Elsäßer darüber klagen, ist ihnen das nicht zu verargen, aber sicherlich vermöchten sie viel zur Beseitigung der Ursachen der Ausnahmemaßregel beizutragen. Sie wissen, daß die Regierung lange Zeit nur zu geneigt war, einzig Güte und Milde walten zu lassen, und welche Früchte dieses System getragen hat. Es ist schlimm, daß Elsäßer diesseits und jenseits der Grenzen nach zwanzig Jahren noch immer nicht an die Dauer der Verbindung des Landes mit dem Reiche glauben wollen, noch immer mit dem Franzosentum liebäugeln und die Franzosen in ihren kindischen Einbildungen bestärken; es ist schlimm, aber daß darunter Unschuldige mit den Schuldigen zu leiden haben, läßt sich nicht ändern. Aber wie thöricht vollends, wenn „Altdeutsche“ in das Lied mit einstimmen! Noch hat unsers Wissens kein einziger Staatsmann in Frankreich gewagt, den Frankfurter Frieden als zu Recht bestehend offen anzuerkennen. Schmeicheln sie nicht dem Uberglauben ihrer Landsleute, daß Frankreich von Deutschland überfallen, vergewaltigt, beraubt worden sei,

so drücken sie sich doch mit gewundenen, zweideutigen Redensarten um die Wahrheit. Und sogar der vorsichtige Carnot hat sich nicht geschämt, Angehörige des deutschen Reiches oder Leute, die sich dafür ausgaben, für ihre Anhänglichkeit an Frankreich zu beloben. In Italien hütet man sich sorglich, von den vor dreißig Jahren geopferten Gebieten zu sprechen, und trotzdem, wie würde ein französischer Deputirter behandelt werden, der sich herausnehmen wollte, von den Zollplackereien an der italienischen Grenze in einem Tone zu sprechen, wie er in jenem Fall im deutschen Reichstage angeschlagen worden ist!

Die Herren, die nicht begreifen wollen, daß bei der Besprechung der auswärtigen Beziehungen Rücksichten zu nehmen sind, werden es sich eben gefallen lassen müssen, auf vorwizige Fragen gar keine Antwort zu erhalten. Und auf diese Art werden sie die Bedeutung des Parlaments merklich erhöhen. Es ist die Art des onorevole Imbriani, der Herren Magyaren, die bei dem fortwährenden „Sichzuerdeneigen vor dem Herrn Gouverneur“ (nicht „zu Pferde,“ sondern zu Turin) ihr bißchen Verstand verloren haben, und ähnlicher Kirchenlichter. Unzweifelhaft betrachten es die Freisinnigen als eine Ehre, mit diesen verglichen zu werden. Wenn ihnen darnach der Gaumen steht!

Ein Lehrbuch des blühenden Stils ist unsers Wissens noch nicht geschrieben worden, und es würde doch, wie nicht nur empfindsame Kammermädchen und Friseurgehilfen bezeugen werden, einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. An Schriftstellern, die den Beruf für eine solche Arbeit hätten, ist ja kein Mangel, sie laufen in allen — Zeitungen herum. Eher würde die Wahl zwischen so vielen Kräften schwierig sein. Vielleicht wäre es am besten, eine Gesellschaft, gewissermaßen eine freie Akademie für diesen Zweck ins Leben zu rufen, damit wir gleich ein klassisches Werk erhielten, einen gründlichen Ratgeber für alle Fälle des Lebens und für alle Arten des blühenden Stils. Und zu diesem Zwecke würde sich empfehlen, über besonders hervorragende Leistungen und deren Schöpfer Buch zu führen, damit kein Berufener übergangen werden könnte. Wie schade wäre es z. B., wenn der Aufmerksamkeit des strebsamen Verlegers, der, wie wir hoffen, unsern Gedanken aufnehmen wird, der Verfasser eines kurzen Aufsatzes über den Romandichter Heinrich König entginge. Am liebsten möchten wir den Aufsatz unverkürzt zum Abdruck bringen, müßten jedoch fürchten, mit den Gesetzen zum Schutze des Autorrechtes in Berührung zu kommen. Auch werden einige Proben genügen, um unsre Begeisterung verständlich zu machen; Randbemerkungen dazu sind im allgemeinen überflüssig, abgesehen davon, daß die Druckerei in Verlegenheit kommen könnte, wenn wir sie nötigen wollten, alle Stellen, die einen Anspruch darauf hätten, mit einem ! zu begleiten. „Aber das warme Mitgefühl, das man Königs verschlungenen Verhältnissen entgegenbrachte, war ein tieferes, ein nachdrücklicheres . . . hier tönt der Flügelschlag der im Morgenrot dämmernden modernen Zeit, deren Übergewicht mit den 1848er Vorgängen endgiltig besiegelt ist.“ — „Wie diejenigen . . . ist auch er bestrebt, den Kern seines Wesens mit einer Schale zu umkleiden, die mit den veränderten Bedingungen des Weltlaufs rechnet.“ Der rechnenden Schale würde Polonius sicher seinen Beifall nicht versagt haben. „ . . . bis der Widerstreit zwischen der amtlichen Stellung und dem Wunsche nach Beteiligung (so!) an den jungen freiheitlichen Vorstößen zum Ausbruch kam.“ — „Der Stil ist stetig übergelblich an individuellen Lichtern, im ganzen durchgebildet und rund, stellenweise freilich geistreichelnd. Das Einstürmen seitens (!) einer scharfen Wikader macht sich nicht bloß da und dort geltend.“ Scharfe Alder — wie oben.

„Alles dies sind nicht wehelos geborne Kinder der Göttin Phantasie, indem König durch schlingpflanzentartig eingewobenes subjektives Material die Durchführung erschwerte“ zc. Fränkel heißt dieser ausgezeichnete Schriftsteller.

Litteratur

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Von Eduard Kammer. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889

Wie oft hat man seit Fr. A. Wolf schon versucht, aus den Überarbeitungen und Nachdichtungen der homerischen Epen den Kern des Liebes vom Borne des Achilleus und der Heimkehr des Odysseus herauszuschälen! Bei der Summe von Arbeit, die an diese Forschungen gewendet worden ist, bleibt nur zu bedauern, daß fast jeder Gelehrte zu andern Ergebnissen gelangt als sein Vorgänger. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches, der mit ästhetischen Erwägungen eine Urtilias zurechtschneidet, giebt sich wohl vorschnellen Hoffnungen hin, wenn er glaubt, „die ursprüngliche Ilias aus dem Schutte der Überlieferung hervorgezogen zu haben.“ Zwar behauptet er: „Höchst überraschend ergab sich die Beobachtung, daß überall, wo die Fäden der Dichtung abrissen, wo fremde, willkürliche Motive (!) auftraten und die ursprüngliche Komposition (!) zersprengten, auch der sprachliche Ausdruck sich als ein fremdartiger, entlehnter, mechanisch (!) gebrauchter erwies.“ Aber der Beweis hierfür läßt sich schwerlich „überall“ führen! Mit welcher Willkür vielfach vorgegangen wird, zeige ein sprachliches und ein sachliches Beispiel.

Auch beim Tode des Patroklos mag das Gedicht Einschüben erlitten haben. Der Verfasser kann sogar die Verse angeben: „Daß die Stelle 793 bis 804 unecht ist, sagt allein der Versanfang 822: «Klirrend stürzt er zu Boden,» was stets vom Falle gerüsteter Helden gebraucht wird; nach den obigen Versen 793 bis 804 ist der (!) Patroklos schon seiner Wehr beraubt.“ Nun heißt aber das Wort, das wir bei Homer lesen, gar nicht „klirren,“ sondern „dumpf dröhnen,“ was offenbar auch von einem ungerüsteten Mann, der in schwerem Falle zu Boden schlägt, gesagt werden kann, und so lesen wir es wirklich auch in der Odyssee bei der Ermordung der Freier, die doch gewiß nicht im Harnisch beim Weine saßen!

Zu der Schilderung, daß Teukros „jedesmal, wenn er gestoßen hat, hinter Ilias' Schild seine Zuflucht nimmt,“ wird bemerkt: „Eine mehr als drollige Vorstellung!“ Das „gestoßen“ ist wohl nur ein Druckfehler für „geschossen.“ Was aber die Sache selbst anlangt, so schützt sich Teukros im Gedichte genau so, wie hunderte von Bogenschützen auf griechischen Vasenbildern und auf ägyptischen und assyrischen Reliefs einen Schwerebewaffneten neben sich haben, dem zunächst, bevor es zum Nahkampfe kommt, lediglich die Aufgabe zufällt, seinen schildlosen Genossen mit dem eignen Schilde zu decken. Die Verbindung eines Bogenschützen und eines Schwerebewaffneten war also im neunten und achten vorchristlichen Jahrhundert etwas ganz Gewöhnliches. Sieht etwa der Verfasser auch in diesen geschichtlichen Darstellungen, zu denen allerdings ein „ästhetischer Kommentar“ nicht möglich ist, eine mehr als drollige Vorstellung?

Am häufigsten rufen die „ästhetischen“ Erwägungen des Verfassers den Widerspruch hervor. Es ist wohl überhaupt unstatthaft, mit unsern heutigen Empfindungen und Anschauungen ein mehr als zwei Jahrtausende altes Gedicht meistern zu wollen. Erfreulicher, als der zweite Teil des Buches, ist der erste, der die Menschen der „ursprünglichen“ Ilias in ihrem Verhältnis zur Schöpfung, zu den Göttern und zu den Mitmenschen bespricht.

„Unerfindlich“ ist, was auf dem Umschlage der Kopf des pragmatistischen Hermes soll.